



Die Gerechtigkeit der Marianne Denier

Erzählung von Ernst Zabr

(Fortsetzung)

Ihre Rollen waren vertauscht. Nicht er, der Mann und der Ältere hatte mehr die Ueberlegenheit, sie war der stärkere Teil von beiden. Als sie sich vom Boden aufrichtete, streifte ihr Arm den Michels. Der stammelte ein Wort, als ob er sich entschuldigen wollte, das Herz klopte ihm dabei, und das machte ihn zornig. Er stieß ein kurzes, knurrendes Räu-pen aus.

Marianne achtete nicht auf ihn. Sie schaffte die Scherben aus der Stube, kam wieder herein und sprach immer noch mit klaren und scharfen Worten von Deniers wachsender Unleidlichkeit. „Du darfst Dich nicht so gehen lassen, Mann! Du schadest Dir selber damit und verrennst Dich in Deine Unzufriedenheit. Was Gott einmal geschickt hat, muß ertragen sein.“

„Habe ich recht oder nicht?“ wendete sie sich zuletzt an Michel. Der sah in ihr helles, freies Gesicht. „Natürlich.“ murmelte er, sich wegwendend. Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. War es nicht eine Ungerechtigkeit, daß die junge Frau da zeitweilig an den ungeliebten Krämpeln gebunden sein sollte?

Denier sah in gehässigem Schweigen da. Dann vertiefte Marianne die Stube.

Der Sonntag gedieh zum Mittag und Abend. Marianne verriechte den Eindruck der Szene vom Vormittag, munterte den Blinden auf, dann und wann ihn anlächelnd, ihn selbst mit einer scherzenden Berührung aus seinem Brüten aufrüttelnd. Michel war in der Kirche gewesen, ging darauf ins Wirt-

Nach Dunkelwerden vermischte sie plötzlich die junge Magd. Sie ging ihr nach, und als sie sie im Hause nicht fand, schritt sie nach dem Stall hinüber. Die Tür zu diesem stand offen. Der Schein von Welfs Laterne, die irgendwo am Boden stand, beleuchtete die Schwelle und lag rot auf den runden Pfaltersteinen des Eingangs. Marianne erreichte die Tür von der Seite her. Ehe sie selbst gehen wurde, erblickte sie die Heimrika, die bei dem Knechte stand. Sie truchelten und neckten sich. Wenn der Knecht mit unflichem Drängen dem Mädchen zärtlich tat, zierte sich dieses noch und wand sich los. Aber es lief nicht davon. Eine Art Gier nach der Berührung des Mannes lag in ihrem Wesen. Marianne stieß die Tür an, damit sie ihre Nähe merkten. „Es gibt zu tun drüben,“ sagte sie mit harter Stimme zur Magd. Die beiden stoben auseinander. Welf machte einen Büding. Heimrika schlich sich mit hängendem Kopf hinweg. Marianne kümmernte sich nicht weiter um den Knecht, sondern folgte dem Mädchen, verlor jedoch kein Wort weiter über die Sache. Am Nachtessen hatten Welf wie die Magd verlegene Gesichter. Erstere verdoppelte seine Untrübseligkeit, sobald Marianne's Bild auf ihn fiel. Durch die Scheu der Heimrika oberhalb



Zeitenwende

Es geht ein Jahr zu Ende, wie keins noch ging durch's Land!
Des Krieges rote Brände sind kalt und ausgebrannt...
Wir stehen unvernichtet — fast ist es wie ein Traum —
Und haben stolz errichtet den deutschen Freiheitsbaum!

Uns schlug die Not die Krallen ins blutige Angesicht!
Die Ketten sind gefallen; nun schreiten wir zum Licht!
Stumm ward das Klirr'n der Waffen. Zum Friedenswerk bereit
Stehn wir und wollen schaffen am Bau der neuen Zeit!

Des Weltgeschehens größte und befruchte Stunde sprach!
Die Menschheit, die erlöste, jauchzt in den jungen Tag!
Die Sonne stieg voll Prangen, wie sie noch nie gelobt!
Und uns nur ein Verlangen füllt: Frieden, Arbeit, Brot!

Ludwig Lassen.

*) Da der herrschende Papiermangel uns Wochen hindurch hinderte, die „Neue Welt“ in gewohnter Weise beizulegen, wollen wir wenigstens jetzt den laufenden Roman zum Abschluß bringen.

haus und blieb über einem Kartenspiel bis an den Abend aus. Aloisia, die Köchin, war über Land gegangen. Verwandte besuchten. So besorgte Marianne mit Hilfe der Heimrika, was im Hause nötig war.

eine heiße, heimliche Glanzten ihre Augen. Marianne zürnte nicht. Es gehörte sich nicht, daß die Magd aus der Arbeit lief; aber — das andere — das Tändeln mit

dem Knecht erschien ihr harmlos; im letzten lag fast eine Entschuldigung für das erstere. So sprach sie nicht mehr von dem Vorfall, wie die Schuldigen vielleicht erwartet hätten. Es war aber seltsam, daß sie selbst, Marianne, ihre Gedanken nicht davon abbrachte. In der Nacht, als sie im Bette lag, suchte das Bild sie heim, wie Knecht und Magd beieinander gestanden. Sie stellte sich vor, daß die beiden einander heiraten würden und sagte sich, daß sie, Marianne, einer wie den Meist nicht möchte. So nahm sie mit ihrem eigenen Innern unwillkürlich Anteil an dem Vorkommnis.

Von da an war ihr Blick für das gefährlich, was zwischen den zwei Liebesleuten vorging. Sie beobachtete und sah, wie die junge Heinricha gleichsam von einem Fieber befallen war. Das Blut wogte dieser unter der farblosen Haut. Wo sie konnte, stellte sie sich dem Meist in den Weg. Marianne fühlte eine eigentümliche Unruhe in sich. Es löste sich allmählich in ihr etwas aus, was sie bedrängte. Sie war sich über das Gefühl nicht klar. Halb war es Neid auf die Heinricha, halb ein Verlangen, das sie nicht begriff und von dem ihr schwill wurde. Sie wollte sich zwingen, das Gebaren der zwei Verliebten zu übersehen. Aber es half ihr nicht. Sie gemahrte ihre Blicke, ihre heimlichen Zeichen, hörte sie flüstern und zärtlich tun und wußte dabei nicht einmal, ob sie Wirkliches ertauschte, oder ob, was sie vernahm, nur in ihrer Einbildung lebte.

„Du bist nicht bei Boune lehrlich,“ schmähte Denier eines Tages.

Marianne drehte sich jäh nach ihm um. Sie fühlte wie heiß ihr wurde. Ahnte er etwas von dem, was ihr zu schaffen machte? Witterte er? Es hieß, Blinde hätten ein feines Gefühl für anderer Empfindungen.

„Wieso?“ fragte sie.
„Was weiß ich,“ stichelte er zurück.
„Vielleicht sängt es an, Dir langweilig zu werden bei dem Menschensterben, der da — da in dem Stuhl liegt.“

„Klag nicht immer,“ erwiderte Marianne. Das war richtig. Seine Mochastigkeit und Unzufriedenheit wuchs von Woche zu Woche. Er war mit sich und der Welt zerfallen. Manchmal schien es, als empfinde er Freude daran, anderen Menschen weh zu tun und sich damit gleichsam für sein eigenes Elend zu rächen. Alles freie und aufrichte Wesen fiel nach und nach von ihm ab, und ein kleiner Mensch kam zum Vorschein, der etwas Gistiges hatte.

Und nun kam der schwere Winter ins Dorf und über das Denier-Haus, der Lärm und Leben dämpfte. Das Dach ächzte unter der Last von Schnee, die es trug. In den Gassen lag er in harte Haufen geschichtet, die über die Höhe der Mäntel hinausragten. Im Walde standen die Tannen gebunden, reglos, mit hängenden Ästen.

Mit dem Lärm der Natur stockte die Arbeit der Menschen. Michel Denier war viel daheim. Im Berge sah nur ein einziger Winterknecht; es genügte, wenn Michel in der Woche einmal dort oben zum Rechten sah. Viel Vieh war verkauft. Zu handeln gab es in diesen verdienstlosen Tagen nichts.

„Ich könnte mich über Winter irgendwo verbinden,“ murkte Michel, „das laule Herumhocken macht mir nicht.“

Aber der Blinde wurde zornig, als er diese Worte hörte. „So ist Dir das bißchen Barmherzigkeit schon verleidet?“ schimpfte er.

Der andere beschwichtigte ihn. Dummes Zeug! Wenn Du es haben willst, so will ich schon bleiben.“ Dann schaute er sich nach Arbeit um. Er nahm Meist, den Knecht mit in den Wald und ging ans Holz. Aber nach zwei Wochen machten Stürme den Weg unmöglich. So wurde er ins Haus gebunden. Er kam viel mit Marianne zusammen. Dabei ward er inne, was für ein böses Leben sie in der Nähe ihres Mannes hatte. Denier, der sich selbst ver-

ahren hotte, quälte seine Frau. Wenn sie ins Zimmer trat, fuhr er sie an: „Geh doch, Du brauchst Dir nicht Gewalt anzutun und Dich bei mir zu langweilen.“ Wenn sie aber aus der Stube ging, hob er sich bald im Saute: „Wo ist sie wieder? Wo? Sie kümmerst sich schon nicht mehr groß um mich.“

Seine Behässigkeit steigerte sich so, daß Michel sich nicht einmal hielt, sondern ihm zurief: „Nimm Dich zusammen, Du! Sei froh, daß Du eine Frau hast wie die!“

Marianne nahm alles ruhig hin. Sie antwortete nicht auf sein Schmähen. Nur ihr Mund wurde ein wenig enger in diesen Tagen. „Er ist krank,“ sagte sie, den Blinden gleichsam entschuldigend, zu Michel.

Der Winter hatte nicht Eile. Er setzte sich immer schwerer, gleich einem Block, ins Gebirge.

Eines Abends brauste ein Sturm vom See her. Marianne Denier saß in der warmen Stube und nähte. Die Abendmahlzeit war abgeräumt. Denier lag zu Bett. Das Wetter behagte ihm nicht, er war heute gar nicht aufgestanden. Marianne zog einen neuen Faden durch die Nadel. Sie lehnte sich dazu mit beiden festen Armen über den Tisch vor. Vielleicht war es diese Ruhestellung, die sie, als die Nadel eingefädelt war, eine Weile mit der Weiterarbeit zögern ließ. Gedanken kamen ihr. Jezt fiel ihr die Heinricha ein. Ob sie wieder bei Meist, dem Knecht, siedete? Eher wie nicht! Sie war wie hungrig hinter ihm her die letzten Tage. Marianne sah mit weiten Augen ins Leere.

Da kam Michel herein. Er sagte nichts, ging an die Wand hinüber, wo sein Rock noch am Nagel hing, und kramte in der Tasche.

„Was suchst?“ fragte Marianne.
„Meine Pfeife will ich holen.“
„Wo bleibst Du denn? Du siehst doch sonst bei uns am Abend.“ fuhr sie fort.

Er fand nicht gleich eine Antwort darauf, wurde rot, ließ sich aber am Tisch bei ihr nieder und fing an, seine Pfeife zu stopfen.

Auf dem Tisch lag ein Brief, den der Briefträger über dem Nachsteffen gedracht hatte. Mit einem Blick darauf irante Michel: „Sagt Du Nachricht von daheim, Marianne?“

Sie hatte in ihrer Arbeit fortgefahren. „Ja,“ antwortete sie nun.

„Es geht der Mutter nicht besser,“ fügte sie einen Augenblick später hinzu. Dabei lag mehr Bekümmernis in ihrem Gesicht, als Michel je darin gesehen hatte.

Sie setzten das Gespräch fort. Von der Krankheit der Mutter kam Marianne auf Elternhaus und Heimat zu sprechen.

Es war sehr spät, als Michel sich erhob. Die Pfeife war ihm ausgegangen.

„Es ist Zeit, bei Gott,“ sagte er. „Du mußt zu Bett. Ich hätte nicht so lange schwachen sollen.“

Sie lachte was sie jezt selten tat. Dieses Lachen ging nur wie ein heller Schein über ihr Gesicht. „Bei uns daheim schläft man nicht so viel, scherzte sie, worauf er ruhig gute Nacht wünschte und ging. Erst auf der Schwelle besaß ihn wieder das Unbehagen, das ihre Nähe ihm sonst verursachte. Mit einer finkischen Bewegung schloß er die Tür.

Es war Feiertag. Marianne betrat die Küche, wo die Aloisia, schon zum Kirchgana gerüstet, noch einige Arbeit tat.

Die Magd hatte ein schwarzes Kleid und eine dunkle Winterhose an und trug ein schwarzes Spitzenkleid über den Kopf gefeet. Ihr gelbes Gesicht mit der gebogenen Nase hatte etwas Bozellariges. Die scharfen Augen blinzelten unster umher.

„Bist Du noch nicht fort?“ fragte Marianne.

„Es ist noch Zeit,“ gab die Magd zurück. Auf dem Küchentisch lag ein abgegriffenes

nes Gebetbuch. Marianne griff neugierig danach und blätterte darin.

Da stand die Magd mitten in der Küche still und sah ihr mit weit aufgerissenen Augen zu. Das Blut stieg ihr jäh ins Gesicht, daß sie wie übergossen war. Es schien fast, als ob es ihr Schweiß durch die Schlässe Wangenhaut triebe.

Marianne beachtete es nicht, legte das Buch beiseite und sagte: „Geh jezt doch. Ich besorge schon, was zu besorgen ist.“

Aloisia jedoch trat mit einem hastigen Schritt auf ihr Gebetbuch zu, nahm es auf und wickte es mit einem Zipfel ihrer Jacke ab, hastig und heftig, als könnte es nicht rein genug werden.

Die Bewegung fiel Marianne auf. „Was ist denn?“ fragte sie.

Aloisia gab keinen Bescheid. Ihr Gesicht wurde nur noch heißer, ohne sich dunkler zu färben.

„Dem Buch ist nichts geschehen,“ sagte Marianne.

Da machte die andere mit einem verstockten Jörn auf. „Ihr müßt meine Sachen nicht angreifen, Frau!“

Marianne haunte. „Was meinst Du denn?“ fragte sie.

„Ihr seid nicht von unserem Glauben,“ sagte die Magd. Dann machte sie sich aus der Tür, noch immer die verstockte Erregung in Mienen und Gebärde.

Marianne fing an zu arbeiten, als sei nichts geschehen. Dann und wann hielt sie ein wenig inne und sann nach. Sie wollte lachen über die Magd. Dann wieder fiel ihr ein, welch ernste Seite die Same hatte. Sie waren hier in Seedorf beinahe alle so wie die Aloisia, hielten sich fern von ihr, der Keherin. So sicher waren sie, daß sie den rechten Glauben hatten!

Nach einer Weile begann sie im Herd Feuer zu machen. Das bereit liegende Holz war zu grob. Sie griff nach dem Beil, das in einer Ecke lehnte, und hob an, ein paar Klöße zu spalten. Dabei fiel ihr Blick aus dem Fenster. Der Tag war hell. Ein Berg leuchtete drüben, und das Gefühl der Stärke durchrieselte sie, das sie so oft aus dem Anblick dieses Landes saugte. Sie fühlte, wie sie allein stand, aber ihre innere Kraft wuchs nur bei dem Gedanken.

In diesem Augenblick kam Michel aus der Wohnstube. Er wollte ebenfalls zur Kirche; aber er blickte im Vorbeigehen durch die offene Küchentür herein, und als er Marianne das Beil handhaben sah, trat er näher, zog mit einem Ruck den Rock aus und griff nach dem Kristall.

„Soll die Frau das auch noch selber tun in der kalten Winterzeit?“ sagte er.

Marianne gab lachend nach.

Während er in wenigen Schlägen einen Vorrat von Scheiten schlug, tauschten sie ein paar scherzhafte Bemerkungen. Er sollte die Kirche nicht verfehlen! Sonst müsse sie, Marianne, die Keherin, schuld sein! — Bah, die Kirche laufe ihm nicht fort! — Die Aloisia sei anderer Meinung!

Und Marianne erzählte das kleine Vorkommnis von vornhin.

Michel lachte laut. „Ich schäme mich nicht vor Dir, Keherin.“ Er legte das Beil beiseite und streckte ihr mit offener Freundlichkeit die Hand hin. „Abe,“ sagte er.

Aber als ihre Hände zusammenfielen, wurden sie plötzlich und ohne Ursache verlegen.

„Abe,“ wiederholte Michel gezwungen und äng. Er schien froh zu sein, als er draußen war.

Marianne war errötet. Sie zürnte sich darum. Aber es war nicht das leztmal, daß sie erröteten. Ihre Wege kreuzten sich oft des Tages. Zuweilen hatte ihr Verkehr nichts Unhergewöhnlisches, und sondern sie ein heiteres, gleichmütiges Wesen, mit dem sie sich begegneten, dann überfiel sie plötzlich

wieder eine unklare Scheu, von der sie nicht wußte, wie sie ihnen kam.

Marianne merkte, wie die Magd sie beobachtete. Moissias Augen verfolgten sie in den Schlaf hinein, so oft begegnete sie ihnen des Tags.

Die Moissia betete viel und auffällig in dieser Zeit. Ein paarmal im Borbeisehen gewährte Marianne, wie sie das Kreuz schwa. *Mes ihre ... is lei de ...* im Hause durch sie vergiftet!

Das seltsame Wesen der Magd fiel auch dem Blinden auf. Des lehteren Spürsinn hatte sich allmählich so geschärft, daß er ihm beinahe die Augen erlebte. Eines Tages puhte Moissia in der Wohnstube Fenster. Da trug Marianne ihren Mann in die Stube und betete ihn in seinen Gehnstuhl. „Nach vorwärts,“ mahnte sie die Magd. „Zugluft ist dem Mann nicht gut.“ Mit diesen Worten ging sie hinaus. Moissia aber, während sie in ihrer Arbeit weiterfuhr, betete vor sich hin, ein eintöniges Vaterunser ums andere.

„Bist aufgezogen?“ fragte Denier nach einer Weile, während welcher er vor sich hindrübend daesessen.

„Es tut not, daß eines betet hier im Haus,“ gab die Magd zurück. Sie fuhr fort zu murmeln und rieb bedächtig an der Scheibe, die sie unter den Händen hatte. „Hör auf, zum Teufel,“ schimpfte Denier.

Moissia zitterte, als sie sich umdrehte. „Vielleicht, wenn Ihr keine Keherin genommen hättet, wäret Ihr jetzt gesund,“ sagte sie. Ihre Backennochen klapperten, so erregt war sie.

„Haha,“ lachte der Blinde. Er war in seinem Unglück nicht frömmel geworden. „Ihr könnt noch etwas erleben,“ eiferte die Magd weiter, ohne daß er groß acht auf sie hatte.

„Sie sehen sich mit sonderbaren Augen an,“ fuhr sie fort, „die Frau und der Michel.“

Sie brachte dann die Arbeit zu Ende. „Ich weiß nicht, ob ihr der Gesunde nicht besser gefiele,“ schlöß sie.

„Halt Dein Schandmaul,“ bröuste Denier auf. Gedankenlang war etwas von der aufrechten Art seiner gesunden Tage an ihm.

Moissia war auf dem Weg, aus der Stube zu gehen. „Wenn eine keinen Glauben hat, ist ihr nichts zu schlecht,“ sprach sie. Es war keinerlei persönliche Gehässigkeit in ihrer Rede. In ihr bäumte sich etwas auf, was von Kindesbeinen an vielleicht die meiste Gewalt über den beschränkten Menschen, der sie war, gehabt hatte. Die Worte sprangen ihr aus einem Vulkan innerer Erregung heraus auf die Lippen. Sie konnte es nicht ändern, daß sie so sprach. Noch immer am ganzen Leibe zitternd und mit klappernden Kiefern ging sie hinaus.

Denier stützte den gesunden und den lahmen Arm, welsch letzterer die Schlinge nicht mehr trug, auf die beiden Stuhllehnen. Als die Tür sich schlöß, neigte sein Oberkörper sich immer mehr nach vorn. Er dachte nach. Dann wendete er mit aufschlafenen Nüstern. Der Michel — und — die Frau! Er gestalte etwas in sich hinein. Er sah die Marianne vor sich, und es gab ihm wie einen Ruck: „Verdammtes Kästernisch, die Moissia!“ Er schloß kein Wort. Dafür konnte er die Marianne zu gut! Oder — — —? Allmählich verlor sich die sichere Stimmung. Zweifel kamen getrocken, langsam, einer nach dem andern.

Un diesem Tage war es, als ob Denier mit hundert Ohren hörte. Es entging ihm kein Wort, das gewechselt wurde, und er schien die Anwesenden an jeder Bewegung zu kennen.

Manchmal sah er mit weit über den Tisch geneigtem Oberkörper und drehte sich plötzlich, wenn Michel sprach, oder Marianne ein Wort sagte. Es war, als risse

es ihn förmlich hin, auf jede Silbe zu lauschen. Marianne staunte, und als sie Michel ansah, wußte sie, daß auch ihm des Wetters Art auffiel. Aber sie sprachen nicht von ihrem Bestreben.

Die Dachkammer, in die Marianne immer häufiger flüchtete, je mehr der Zwist ihres Innern sich steigerte, wurde zu einer Folterkammer. Marianne war nicht nur äußerlich eine starke Frau. Was an Jugend und heißem Leben in ihr war, loderte auf. Sie glühte davon, und täglich hatte sie größere Mühe, das Feuer ihres Innern zu dämmen. Das schwüle Liebestreiben zwischen Heinrika und dem Knecht Meil nahm seinen Fortgang.

Da trat Michel über die Schwelle. Als er die Tür hinter sich zutat, war sein dunkles Gesicht rot. Die Wolke zündete ihm hinein. „Was tust Du dem jeden Tag da oben?“ fragte er Marianne. Aber im Augenblick des Fragens fiel ihm selbst die Antwort ein. Er betam ein Schluden in den Hals und brachte die Worte nicht frei und ungezwungen über die Lippen.

Marianne erhob sich. „Ich habe mich einen Augenblick hingeseht,“ sagte sie.

Er versuchte, ein leichtes und gleichgültiges Wesen anzunehmen, trat zu ihr ans Fenster und blickte hinaus. „Es ist schön heute abend,“ sagte er.

Marianne wollte beiseite treten, aber die Kammer war schmäl, und sie konnte sich nicht vorüberdrängen. Einen Augenblick lang, während Michel sich aus dem Fenster bog, blieb sein harter Arm fest an den ihren gepreßt. Vielleicht lag es daran, daß er die Ungezwungenheit wieder verlor. Er fuhr sich in das dicke, krause Haar. Dann brachte ihn der Zorn über die Scheu, die ihn befiel, völlig aus der Fassung.

Blötzlich brach er los: „Nest will ich wissen, was ist! Meinst, ich merke nicht, daß Du etwas an Dir hast! Daß die Unruhe Dich in die Kammer hinaufreibt!“

Marianne mochte sich Weg und ging langsam der Tür zu. „Es schickt sich nicht, daß wir miteinander hier oben sitzen,“ sagte sie. Sie schenkte der Arme, als sei sie ganz ruhig und habe nur etwas Nebensächliches gesagt. Nur in ihrer Stimme war ganz versteckt ein bloßer Rest, den sie nicht hatte unterdrücken können, ein Ritzern.

Michel hörte aber den Ton heraus. Er sah, daß sie mühsam über sich Herr wurde. Das Mitleid raubte ihm den Verstand. „Marianne!“ schrie er sie mit engem Atem an. Sein breiter Nacken war gebogen. Der kurze Hals vorgebeugt. Die scharfen Augen glänzten, und die ganze stämmige Gestalt hatte eine Haltung, als ob er sie packen wollte.

„Bleib stehen, wo Du bist,“ sagte Marianne. Sie legte die Hände an die Wand und stand mit dem Rücken daran gelehnt, auch sie breit, aber mit einem Gesicht, so weiß wie die Gipswand der Kammer. Die Härchen der Wimpern und Brauen leuchteten in diesem kalten Gesicht.

„Du Du,“ begann Michel wieder. Sie unterbrach ihn. „Wohin soll es kommen, wenn wir so fortfahren?“

„Ich habe mich nie um Euch Weiber gekümmert,“ warf er hin, „aber —“

Er stockte und wußte nicht weiter. Fretlich, um Weiber hatte er sich nie bemüht! Er war nicht umsonst in diese Jahre hinauf lebend geblieben.

Jetzt kamen ihm die Worte wieder.

„Aber —“ begann er dort, wo er aufgehört hatte. „an Dir könnte ich verrückt werden! Ich kann mir nicht helfen! Taa für Taa sehe ich, wie Du megeworfen bist an den Krüppel, den Jost. Du wirst alt werden neben ihm und hast keine Jugend gehabt und hättest doch ein Recht Du — mehr Recht — wie manche — und —“ Er trat einen Schritt vor. Marianne aber

glitt der Tür näher immer den Rücken angelehnt, als ob sie Halt brauchte.

„Bleib wo Du bist, sage ich,“ fuhr sie ihn leise an. Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Als sie fast mechanisch das Gesicht über die Achsel und ihm zudrehte.

Es war weder Berechnung noch Borbedacht in dem, was er sagte. Die Worte sprudelten ihm fast wider seinen Willen heraus. „Ein Lump werde ich, wenn — wenn ich mit Dir nicht zusammenkommen kann!“

Sie hatte jetzt die Tür ganz nahe, legte die Hand auf die Klinke und öffnete sie. „Es ist genug,“ sagte sie, „ich will nicht, daß uns einer da oben beimessen ertappt.“ Und plötzlich trat sie hinaus und zog hinter sich die Tür zu. Michel blieb allein zurück.

Im Davongehen schon fühlte Marianne, wie nach dieser Unterredung alles noch schlimmer war als früher. Es reute sie, daß sie nicht geblieben war und auf irgendeine Weise ein Ende gemacht hatte. Auf irgendeine Weise. Im gleichen Augenblick empfand sie, daß sie nicht wußte, wie sie ein Ende machen sollte. Sie stieg über die Treppe nieder. Ihr Gesicht färbte sich nicht. Sie fror vor Erregung. Oben hörte sie Michel aus der Kammer treten und in seine eigene gehen. Bald nachher — während sie sich an eine Arbeit gemacht hatte — kam er herunter. Sie begegnete ihm im Flur. Er hatte gute Kleider angelegt und trug die Mütze auf dem Kopf. Sie sah ihn an, wollte ihn fragen, was er im Sinn habe und schaute sich doch mit ihm zu reden. Aber er gab ihr Auskunft, ohne daß sie sie forderte.

„Ich will nicht den ganzen Abend in der Stille hocken.“

Sein Aussehen bestrebte sie. Jetzt schob er die Mütze seitwärts so daß etwas Lichtfertiges an ihm war. Er brauchte nicht zu lachen, daß er ins Wirtshaus wollte; man sah es ihm an.

„Es ist bald Nachmittagszeit,“ sagte Marianne die, ohne ihn anzublicken, ein paar Schritte von ihm hinwegzutreten war.

„Meinetwegen,“ gab er absehzuckend zurück.

Da ging sie mit gesenktem Kopf die Treppe hinauf. Michel verließ das Haus.

Das Nachtlessen war vorüber, aber Knechte und Mägde sahen noch am Tisch, als jener zurückkam. Er war nicht lange fortgeblieben; doch mußte er seine Zeit wohl genutzt haben. Sein Gesicht war heiß. Einzelne Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und seine Augen erschienen klein und wässerig.

Denier hatte nach ihm gefragt. Sein seltnes Empfinden ließ ihn den Zustand des anderen erraten, ehe der nur ein Wort sprach. Er lachte höhnisch. „Was kommt Dich an, mitten in der Woche?“ fragte er Michel.

„Das wird wohl meine Sache sein,“ gab dieser zurück. Er warf die Kappe in einen Stubenwinkel, lachte kurz auf und ließ sich auf einen Stuhl am Tisch fallen.

Was und die Mäde staunten.

„Wißt Du noch essen?“ fragte Marianne. Sie wußte kaum, was sie sagte, fror noch immer, und die Stube drehte sich mit ihr.

„Wenn es noch etwas gibt,“ antwortete Michel grob.

Das Gefinde erhob sich. Marianne wollte nicht, daß eine der Mäde zurückkomme. So trug sie selbst das Essen dem Betrunknen hinein. Als sie mit der Schüssel kam, sahen die beiden Männer in störrischer Haltung am Tisch. Keiner hatte geiprochen: es fühlte jeder, daß der andere ein zorniges Wort auf den Lippen hatte. Aber Michels Junge sah los. Blötzlich roch ihm auf, daß Denier sich über ihn ärgerte. Er legte kitzelnd den Löffel in den Teller. „Es paßt Dir etwas nicht an mir, he?“ wandte er sich höhnisch an den anderen. „So kann ich ja gehen, das kann ich.“

